L. g.
o.
492 a.

1876

Gottfhold Ephraim Lessings

Fabeln.

Drey Bücher.

Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.

München,
gedruckt mit Zängelschen Schriften, 1792.

Nro. 1124.

Lessings Fabeln.

Imprimantur.

Sigmund Graf von Spreti,
Præsident.

München im Churfl. Büchercensur-
Kollegio den 19. März 1792.

Registr. Fol. 166.

Franz Xav. Graf,
wirkl. Rath und Regierungssekretär.

KÖNIGL. BAYER. HOF-BIBLIOTHEK

Vorrede.

Ich warf, vor Jahr und Tag, einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß, in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzuelende Angriff dieser und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich itzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ist selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerffen kann, ihren Beyfall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichts-

sichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und sie verdienet, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es in vorans darinn bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst verwerffen wollte, lieber so viel als möglich zu verbessern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bey keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bey der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als

ein-

einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus, von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzehlen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz ich glaubt mich in diesem Fache so reich, daß ich, vors erste meinen Fabeln, mit leichter Mühe, eine neue Gestalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegn der leichten Mühe geirret hatte, das weis ich selbst am besten. Anmerkungen, die man während dem Studieren

macht, und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben; Versuchen, die man nur zu seiner Ueberzeugung waget, — — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden; — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darinn finden; die sechs prosaischen nehmlich, die mir der Erhaltung am wenigsten unwerth schienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöset haben.

Ohne

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunct, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu seyn wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich bloß meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum Besten geschrieben habe; so entlehnen doch beyde, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entsprungen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabey entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar be-

schnei-

schneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabey zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehöret in keine Vorrede; und das Publicum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge fasset, Ideen sammlet, wählet, ordnet, in Plane vertheilet: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste

der

der Empfängniß. Aber so bald er einen Schritt weiter gehet, und Hand anleget, seine Schöpfung auch ausser sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzehlt, und ich müßte hier schliessen. Allein, da ich die Gelegenheit mit meinen Lesern zu sprechen so selten ergreiffe, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Dusch hat mich durch seine bevollmächtigte Freunde, seit geraumer Zeit, auf eine sehr nichtswürdige

Art

Art mißhandeln lassen. Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Critik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Critiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, über seine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung schreibet. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheile versichern lassen; die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt; und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind: so kann ich gar nicht begreiffen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß

ein ehrlicher Mann, wie Er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterey, und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen, gar gern noch ferner zu Diensten, und widerrufe meine Klage.

Fabeln.

Erstes Buch.

I.

Die Erscheinung.

In der einsamsten Tiefe jenes Waldes wo ich schon manches redende Thier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen, la Fontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill sprang ich auf; aber sieh! — auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse vor mir.

Und sie sprach lächelnd: Schüler, wozu diese undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters ist; der Vortrag sey des ungekünstelten Geschichtschreibers, so wie der Sinn des Weltweisen.

Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand. „Sie verschwand? höre ich einen Leser „fragen. Wenn du uns doch nur wahrscheinli„cher täuschen wolltest! Die seichten Schlüsse, „auf die dein Unvermögen dich führte, der Muse in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnli„cher Betrug —

Vortreflich, mein Leser! Mir ist keine Muse erschienen. Ich erzehlte eine bloße Fabel, aus der du selbst die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erste und werde nicht der letzte seyn, der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

II.

Der Hamster und die Ameise.

Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Som-

Sommer arbeitet, um ein so weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrath sehen solltet! — —

Höre, antwortete eine Ameise, wenn er grösser ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räuberischen Geitz mit dem Leben büssen lassen!

III.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr; fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir grosse Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

IV.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heischern Hals, und den schon seit acht Tagen.

V.

Zevs und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zevs, man will, ich sey eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt

mich

mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch verschiedenes an mir zu bessern seyn? —

Und was meinst du denn, was an dir zu bessern sey? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher, und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitre Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zevs; gedulde dich einen Augenblick! Zevs, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zevs; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breite Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zevs fort; diesesmal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zevs warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

VI.

Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

VII.

Die Nachtigall und der Pfau.

Eine gesellige Nachtigall fand, unter den Sängern des Waldes, Neider die Menge, aber keinen

nen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte sie, und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau! ich bewundre dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall! — So laß uns Freunde seyn, sprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren bessere Freunde, als Pope und Addison.

VIII.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam seine Kondolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du tauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrim; versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

IX.

Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein dreuster Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schande! von einem Knaben ließ ich mich nicht regieren!

Aber ich; versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

X.

Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewundrern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die

die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, sagte die Nachtigall; aber deswegen darfst du auf ihren Beyfall nicht stolz seyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bey der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet.

XI.

Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht schoß auf eine singende Nachtigall. Da du so herrlich singst, sprach er, wie vortreflich wirst du schmecken!

War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weis nicht. Aber gestern hört ich sagen: dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer seyn! Und das war gewiß Einfalt.

XII.

Der kriegrische Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchsen, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweyhundert Feinde, nach und nach, triumphirt, und ihre schwarze Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: die zweyhundert Feinde über die er, nach und nach, triumphirt, waren Schafe und Esel, nnd der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

XIII.

Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien,

schien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gaften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke, und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!

XIV.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebohrnen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem was sie war, gebohren zu seyn. Sie sonderte sich von ihres gleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherische Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Bügung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine

lä-

lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

XV.

Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich, unter einer hohen Eiche, mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

„Undankbares Vieh!" rief endlich der Eichbaum herab. Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke sollten nicht aussenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen.

XVI.

Die Wespen.

Fäulniß und Verwesung zerstören das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, daß unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirksame Natur, zu dem Leben des andern. Und so floh auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Aase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! Das prächtigste Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!

Diese seltsame Prahlerey hörte der aufmerksame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiäner, die sich nichts geringers als Abkömmlinge der alten unsterblichen Römer zu seyn einbilden, weil sie auf ihren Gräbern gebohren worden.

XVII.

Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzähliche Näster gab, ward ausgebessert. Als sie nun

in

in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrien sie, taugt denn nun das grosse Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

XVIII.

Der Strauß.

Itzt will ich fliegen; rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. Itzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und schoß, gleich einem Schiffe mit aufgespannten Segeln, auf den Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da, ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden, mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

XIX.

Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke so stolz als du willst: sprach der Sperling zu dem Strausse. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannst nicht fliegen; ich aber fliege, ob gleich nicht hoch, obgleich nur Rückweise.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen verliebten Gesanges, ist mehr ein Genie, als der schwunglose Schreiber einer langen Hermaniade.

XX.

Die Hunde.

Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! sagte ein gereister Budel. In dem fernern Welttheile, welches die Menschen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mir es nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen —

die

die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Budel ein gesetzter Jagdhund, überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! — —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesene Hunde in Indien — besser als wir, so viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

XXI.

Der Fuchs und der Storch.

Erzehle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche.

Hierauf fieng der Storch an, ihm jede Lache, und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer, und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmacke gefunden?

XXII.

Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses, und ward da gewahr, das die Eule eine magere Maus ergrif und verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minervens?

Warum nicht? versetzte die Eule. Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Luft leben? Ich weis zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlanget ——

XXIII.

Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrath auf den Winter; war die geschwinde Antwort.

Das ist klug, sagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und sogleich fing sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter.
„Wozu? Vorrath auf den bösen Winter, liebe „Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben „mich diese Vorsicht gelehrt.„

O laß den irrdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holdres Schicksal bestimmt. Wenu der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

XXIV.

Merops.

Ich muß dich doch etwas fragen; sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen grundgelehrten Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Ist das wahr?

Ey nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn; weil er nur gar

zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde, auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

XXV.

Der Pelekan.

Für wohlgerathene Kinder können Aeltern nicht zu viel thun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft; dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelekan, da er seine Jungen schmachten sahe, ritzte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf, und erquickte sie mit seinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckuck seine Eyer untergeschoben. — Waren es undankbare Guckucke werth, daß ihr Leben so theuer erkauft wurde?

XXVI.

Der Löwe und der Tieger.

Der Löwe und der Hase, beyde schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tieger vorbey, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichtsfürchtende „Löwe! rief er. Schläft er nicht mit offenen Au„gen, natürlich wie der Hase!„

Wie der Hase? brüllte der aufspringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tieger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

XXVII.

Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für einen Mann stehen; wir

wir wollen ihn tapfer abweisen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirsch; denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlasseu, da ich ihm sichrer entlaufen kann?

XXVIII.

Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, sagte der zitternde Esel; ich bin ein armes krankes Thier; sieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du tauerst mich; versetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden dich von diesen Schmerzen zu befreyen. —

Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen.

XXIX.

Der Springer im Schache.

Zwey Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer, durch ein Merkzeichen, dazu.

Ey,

Ey, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterey und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

XXX.

Aesopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Aesopus: Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht vernünftiges und sinnreiches sagen.

Dich etwas sinnreiches! sagte Aesop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seyst der Sittenlehrer, und ich der Esel?

Fa=

Fabeln.

Zweytes Buch.

I.

Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortreflichen Künstlers, schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus; von der erstern in dem, was sie vorstellete, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann „würde dieses, noch ganz erträgliche Stück, auch „nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die „Materie der alten Bildsäule dabey zu Statten ge„kommen wäre.“

II.

II.

Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst; erwiederte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdienet habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

III.

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seyd die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich

habe

habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Uhrältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie partheyisch eure Geschichtschreiber seyn müssen! Die unsrigen erzehlen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt.

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem ausserordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter, haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind

es

es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

IV.

Der Wolf auf dem Todtbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freylich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Heerde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereyen und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabey. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

V.

V.

Der Stier und das Kalb.

Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stallthüre drengte, die obere Pfoste. Sieh einmal, Hürte! schriee ein junges Kalb; solchen Schaden thu ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, versetzte dieser, wenn du ihn thun könntest!

Die Sprache des Kalbes ist die Sprache der kleinen Philosophen. „Der böse Bayle! Wie manche „rechtschaffene Seele hat er mit seinen verwegenen „Zweifeln geärgert!„ — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern lassen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

VI.

Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue, und mischte sich kühn, als sie gnug geschmückt zu seyn glaubte, unter

ter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betriegrischen Putz auszureissen.

Lasset nach! schrie sie endlich; ihr habt nun alle das eurige wieder. Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein seyn! — und hackten weiter.

VII.

Der Löwe mit dem Esel.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine nasenweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Grossen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

VIII.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

IX.

Die blinde Henne.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleissig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Närrin? Eine andere sehende Henne, welche ihre zarten Füsse schonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharret hatte, fraß es die sehende weg.

Der fleissige Deutsche macht die Collectanea, die der witzige Franzose nützt.

X.

Die Esel.

Die Esel beklagten sich bey dem Zevs, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zevs, so unbillig zu seyn, wenn sich die Menschen anders etwas böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheinet, daß du uns darzu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursach nicht seyn.

Mein Geschöpf, antwortete Zevs ihrem Sprecher; die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sey. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne euer Schicksal zu er=

erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an einer Theil seyn; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zevs, schrien die Esel, du bist allezeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

XI.

Das beschützte Lamm.

Hylax, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnautze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamme? —

Wolf selbst! versetzte Hylax. (Die Hunde verkannten sich beyde.) Geh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — Treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

XII.

XII.

Jupiter und Apollo.

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogenschütze sey. Laß uns die Probe machen! sagt Apollo. Er spannte seinen Bogen, und schoß so mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit sahe, ihn zu übertreffen. — Ich sehe, sprach er, daß du wirklich sehr wohl schiessest. Ich werde Mühe haben, es besser zu machen. Doch ich will es ein andermal versuchen. — Er soll es noch versuchen, der kluge Jupiter!

XIII.

Die Wasserschlange.

Zevs hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes, eine gefrässige Wasserschlange.

Willst du unser König seyn, schrieen die Frösche, warum verschlingst du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto schlimmer! So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.

XIV.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreissende Larve eines Schauspielers. Welch ein Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenem Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen seyn?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne!

XV.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbey schlich, und ihm zurief: Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiederte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zevs auf diese Eiche herab kömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

XVI.

Der Geitzige.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geitzhals seinem Nachbar: Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.

Du würdest, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sey dein Schatz; und du bist nichts ärmer.

Wäre ich auch schon nichts ärmer, erwiederte der Geitzhals; ist ein andrer nicht um so viel reicher? Ein andrer um so viel reicher! Ich möchte rasend werden.

XVII.

Der Rabe.

Der Fuchs sahe, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte, und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bey sich selbst: ich möchte wohl wissen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat,

weil er ein prophetischer Vogel ist; oder ob man ihn für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

XVIII.

Zevs und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zevs, und bat, sein Elend zu mindern.

Zevs schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füsse mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reissenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zevs fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset. —

Nun

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stössig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zevs, mußt du selbst schaden können, wenn sich andere, dir zu schaden hüten sollen!

Müßt ich das! seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zevs segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

XIX.

Der Fuchs und der Tieger.

Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tieger, möchte ich mir wohl wünschen.

Und sonst hätte ich nichts, was dir anstünde? fragte der Tieger.

Ich

Ich wüßte nichts! —— Auch mein schönes Fell nicht? fuhr der Tieger fort. Es ist so vielfärbig als dein Gemüth, und das Aeussere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken.

Eben darum, versetzte der Fuchs; danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte:

XX.

Der Mann und der Hund.

Ein Mann ward von einem Hunde gebissen, gerieth darüber in Zorn, und erschlug den Hund. Die Wunde schien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weis ich kein besseres Mittel, sagte der Empiricus, als daß man ein Stücke Brodt in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu fressen gebe. Hilft diese sympathetische Cur nicht, so — Hier zuckte der Arzt die Achsel.

Unglücklicher Jachzoru! rief der Mann; sie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erschlagen.

XXI.

Die Traube.

Ich kenne einen Dichter, dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer weit mehr geschadet hat, als die neidische Verachtung seiner Kunstrichter.

Sie ist ja doch sauer! sagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling und sprach: Sauer sollte diese Traube seyn? Darnach sieht sie mir doch nicht aus! Er flog hin, und kostete, und fand sie ungemein süsse, und rief hundert näschiche Brüder herbey. Kostet doch! schrie er; kostet doch! Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer. — Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.

XXII.

Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen,

er-

ergriff er einen nahen Dornenstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

XXIII.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feyerte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttinn. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttin.

Ich ärmste! so sprach es. Ich habe itzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

In=

Indem drang, mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süsser Geruch, durch die Wolken. Und itzt hätte Juno die erste Thräne geweinet, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

XXIV.

Die Ziegen.

Die Ziegen baten den Zevs, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Ueberlegt es wohl, was ihr bittet: sagte Zevs. Es ist mit dem Geschenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch so angenehm nicht seyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zevs sprach: So habet denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie schmerzte sie der häßliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten!

XXV.

Der wilde Apfelbaum.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süssigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen!

XXVI.

Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: Nun wehe uns armen schwächern Thieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? sagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllet, der Wolf heulet; und so werdet ihr euch noch oft bey Zeiten mit

der Flucht retten können. Aber alsdenn, alsdenn möchte es um uns alle geschehen seyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden.

XXVII.

Der Dornstrauch.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeygehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?

Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreissen.

XXVIII.

Die Furien.

Meine Furien, sagte Plutho zu dem Bothen der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drey tüchtige Weibespersonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwey oder drey vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben, rühmet. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibest. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!

Göttin, sagte Iris, ich hätte dir wohl drey Mädchen bringen können, die alle drey vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drey nie einer Mannsperson gelächelt; die alle drey den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt; aber ich kam, leider, zu spät. —

Zu spät? sagte Juno. Wie so?

„Eben hatte sie Merkur für den Pluto ab„geholt."

Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften? —

„Zu Furien."

XXIX.

Tiresias.

Tiresias nahm seinen Stab, und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drey Wege einander durchkreutzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf, und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain: und an eben dem Orte, wo die drey Wege einander durchkreutzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tiresias abermals ihren Stab auf, und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — O Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.

XXX.

Minerva.

Laß sie doch, Freund, laß sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft grosser Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Fabeln.

Drittes Buch.

I.

Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen; fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienest diese Zierrathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

II.

Die Nachtigall und die Lerche.

Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Theiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?

III.

Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen, und mit eigner Hand den reinen Saamen in den lockern Schooß der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde, eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte.

Ich bin Salomo: sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machst du hier, Alter?

Wenn du Salomo bist, versetzte der Alte, wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel, und lernte von ihr fleissig seyn, und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du hast deine Lection nur halb gelernet: versetzte der Geist. Geh noch einmal hin zur Ameise, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Gesammelten geniessen!

IV.

Das Geschenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten seines Landes ward, traten zwey wohlthätige Feyen.

Ich schenke diesem meinem Lieblinge, sagte die eine, den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht.

Das Geschenk ist schön: unterbrach sie die zweyte Feye. Der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht

allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken; er besitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk!

Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung: versetzte die erste Feye. Es ist wahr; viele würden weit grössere Könige gewesenen seyn, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Verstande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

V.

Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle, für ihr Nest, auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. Wie bist du denn nur gegen mich so karg? sagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubest du, daß er dich deiner Wolle über und über entblössen darf; und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?

Das kömmt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

VI.

Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreyßig Tage über seinen Eyern brütete. Und daher kömmt es, ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreyßig Tage über seinen Eyern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

VII.

Der Rangstreit der Thiere,

in vier Fabeln.

(1)

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheyischer seyn.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckte Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

VIII.

(2)

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd. —

Vor-

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdenn unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlaß die Versammlung!

IX.

(3)

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, — (und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bey) — siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus bessern Gründen, als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

X.

(4)

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten, oder

für

für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tieger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd: kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murreten, waren — der Affe und der Esel.

XI.

Der Bär und der Elephant.

Die unverständigen Menschen! sagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern sie nicht alles von uns bessern Thieren! Ich muß nach der Musik tanzen; ich, der ernsthafte Bär! Und sie wissen es doch nur allzuwohl, daß sich solche Possen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachten sie sonst, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Musik: versetzt der gelehrige Elephant; und glaube eben so ernsthaft und ehrwürdig zu seyn, als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige

Bewunderung bloß war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär; die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschickst.

XII.

Der Strauß.

Das pfeilschnelle Rennthier sahe den Strauß, und sprach: Das Laufen des Strausses ist so ausserordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.

Ein andermal sahe der Adler den Strauß und sprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

XIII. XIV.

Die Wohlthaten,

in zwey Fabeln.

(1)

Hast du wohl einen grössern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menschen.

Ja wohl! erwiederte dieser.

„Und wen?“

Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir nothwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm.

(2)

Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen grössern Wohlthäter halte, als dich Biene? Das Schaf schenket mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkest, muß ich mich noch immer vor deinen Stachel fürchten.

XV.

Die Eiche.

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge niedriger Sträuche lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sahe sie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre!

XVI.

Die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln.

(1)

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleissenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freylich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier; wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn, versetzte der Schäfer. Aber wenn bist du denn satt? Du und der Geitz werden es nie. Geh deinen Weg!

XVII.

(2)

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweyten Schäfer.

Du weißt Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir, das Jahr durch, manches Schaf würgen konnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben; so bin ich zufrieden. Du kannst alsdenn sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen: sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf „Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem „Pan.“

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drey? — Zwey? — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

XVIII.

(3)

Aller guten Dinge sind drey; dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich itzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frey und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch „alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir Leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kömmst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.

XIX.

(4)

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneiniget, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber, anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

„Was meine ich denn sonst? Freylich.“

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdenn meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben ausser dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen — —

Ich höre schon: sagte der Wolf; du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

XX.

(5)

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigstens kenne ich: versetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweifle ich sehr. „Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich dei„ner, und aller Schäfer Freundschaft wohl werth „bin.“

Und wie sonderbar bist du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und „fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. „Ich nähre mich blos mit todten Schafen. Ist „das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß „ich mich dann und wann bey deiner Heerde einfin„den, und nachfragen darf, ob dir nicht –

Spare der Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt,

und

und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh!

XXI.

(6)

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Belz? fragte der Wolf.

Dein Belz? sagte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun so höre, Schäfer; ich bin alt, und wer-„de es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich „zu Tode; und ich vermache dir meinen Belz.“

Ey sieh doch! sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geitzhälse? Nein, nein; dein Belz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich itzt — Hiermit grif der Schäfer nach der Keule, und der Wolf flohe.

XXII.

XXII.

(7)

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äusserste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne grosse Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeusserste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

XXIII.

Die Maus.

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daß sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Helfte von uns, sprach sie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen

ausgerottet würden, sie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäusen unser ausgerottetes Geschlecht wieder herstellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen giebt. Und so beruhet unser Stolz meistens auf unsrer Unwissenheit!

XXIV.

Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde; die grosse Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach genung, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer Vogel, als die Nachtigall. Sie war es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleissigen Landmanne und der unschuldigen Schäferinn gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin, und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

XXV.

Der Adler.

Man fragte den Adler: warum erziehest du deine Jungen so hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden sie sich erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?

XXVI.

Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unser Geschlecht gewesen seyn! seufzete der Enkel.

Du schliessest zu geschwind! sagte der alte Hirsch. Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte da, anstatt des Feuerrohres, Pfeile und Bogen; und wir waren eben so schlimm daran, als itzt.

XXVII.

Der Pfau und der Hahn.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn; sondern nur immer: der stolze Pfau.

Das macht, sagte die Henne, weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersiehet. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

XXVIII.

Der Hirsch.

Die Natur hatte einen Hirsch von mehr als gewöhnlicher Grösse gebildet, und an dem Halse hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirsch bey sich selbst: Du könntest dich ja wohl für ein Elend ansehen lassen. Und was that der Eitele, ein Elend zu scheinen? Er hing

den

den Kopf traurig zur Erde, und stellte sich, sehr oft das böse Wesen zu haben.

So glaubt nicht selten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen schönen Geist halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

XXIX.

Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht so stolz! sagte der Fuchs zu dem Adler. Du steigst doch nur deswegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Ase umsehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

XXX.

Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeisses? — O

höre von mir, was einst die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! sagte die Nachtigall; die Frösche machen sich so laut, daß ich alle Lust zum Singen verliere. Hörest du sie nicht?

Ich höre sie freylich: versetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen ist Schuld, daß ich sie höre.

Abhandlungen.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopee, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuhohlen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen Fabel gründet,

deren

deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie, auf gut Glück, bey meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bey wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit, bey Verfertigung der ihrigen, gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wenn jener noch über dieses, die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen, und zeugen mußte, daß aus beyden, so wohl aus der erdichteten Geschichte als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Eintheilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben, bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man „machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur ein „Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur „eines; aber einen Löwen.* “ — Die Wahrheit wel-

* Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianae.

welche in dieser Fabel liegt, ὅτι το καλον ὐκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἀρετη, leuchtet sogleich in die Augen; und die Fabel ist einfach, wenn ich es bey dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geschehenen, oder doch, als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache, sprach „ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, in einem „Jahre sieben Trauerspiele; aber du? In sieben „Jahren eines! Recht; nur eines! versetzte der „Dichter; aber eine Athalie!„ — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt. Denn sie bestehet nunmehr gleichsam aus zwey Fabeln, aus zwey einzeln Fällen, in welchen beyden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätiget finde.

Diese Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst; sondern bloß auf der verschiednen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt seyn kann. Bey dem Phädrus ist die Fa-

bel von dem kreissenden Berge, eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der sehr weit aushohlt, um einen sehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, siehet hier sein Bild! Bey unserm Hagedorn aber, wird eben dieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebährenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreissenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menschen flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreissen,
Und wird itzt, eh man sichs versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeissen ꝛc.

— — — — — — —

Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht; warum? er reimt,
Und will itzt den Homer beschämen ꝛc.

— — — — — —

Allein gebt Acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Diese

Diese Eintheilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ohngeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln: diese Eintheilung, sage ich, vorausgesetzt; will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußtapfen vor mir, die ich zum Theil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieser Mann, welcher nicht so wohl ein grosses poetisches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherley wagen, und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch **eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.** *

Als sich der Sohn des stolzen **Tarquinius** bey den **Gabiern** nunmehr fest gesetzt hatte, schickte er heimlich einen Bothen an seinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun solle? Der König, als der Bothe zu ihm kam, befand sich eben auf

dem

* La Fable est une instruction deguisée sous l allegorie d'une action. *Discours sur la fable.*

dem Felde, hub seinen Stab auf, schlug den höchsten Mahnstängeln die Häupter ab, und sprach zu dem Bothen: Geh, und erzähle meinem Sohne, was ich itzt gethan habe! Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten *. — Hier ist eine allegorische Handlung; hier ist eine unter die Allegorie deiser Handlung versteckte Lehre: aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel ** ?

Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drey Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam, und jeder sich seine eigene Weide suchte ***: alsdenn hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folg-

* Florus lib. 1. cap. 7.

** Fabul. Aesop. 171.

*** Fabul. Aesop. 297.

Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer schönen Handlung seyn kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt seyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sey? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: Ἀλληγορια, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium *. Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas anders. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas andere auf etwas anderes ähnliches einzuschränken sey, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie seyn würde **. Die letztern Worte

* Quintilianus lib. VIII. cap. 6.

** Allegoria dicitur, quia ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει. Et istud ἀλλο restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. *Vossius Inst. Orat. libr. III.*

te des Quintilians, ac etiam interim contrarium, sind ihnen hierinn zwar offenbar zuwider: aber es mag seyn.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheinet, sondern etwas ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch seyn soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheinet, sondern nur etwas ähnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere „wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern." Das ist ein allgemeiner Satz, bey welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer stärker ist als das andere; die sich also, nach der Folge ihrer verschiednen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier, anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen, eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, so bald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in

wel-

welchen sie gegen einander an Größe und Macht gestanden, erinnern können? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern allen so faßlich, als möglich machen. Ich falle auf die Thiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen; besonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen diese Thiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehro heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn *.

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächste; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Mar-

der

* Von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen. Erstes Buch. S. 77.

der mit dem Schwachen, u. s. w. hier ähnliches? Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärksten; oder ist jener hier der Starke, so wie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz; es heißt die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Aehnlichkeit habe. Ist dieser Windhund, einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt, einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjecten der Fabel, und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nehmliche läßt sich auf die nehmliche Art von den beyderseitigen Prädicaten erweisen.

Vielleicht aber meinet jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwischen den bestimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, sondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich ebendieselbe Wahrheit, itzt durch die Bilder der Fabel, und itzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkennt-

niß

niß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntniß, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen: so würde in allen Fabeln ebendieselbe Allegorie seyn, welches doch niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher alles zusammen und sage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegorisch seyn.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie wann sie alsdenn allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andre gehalten; zwischen zwey oder mehr Besondern, die unter eben demselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Aehnlichkeit unwidersprechlich, und die Allegorie kann folglich Statt finden. Nun muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in so fern sich aus beyden ebendieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von

dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre: diese Fabel sage ich, ist so fern nicht allegorisch, als ich mit dem **Phädrus** * bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bey der Gelegenheit nur, bey welcher sie ihr Erfinder **Stesichorus** erzehlte, **ward** sie es. Er erzehlte sie nehmlich, als die **Himerenser** den **Phalaris** zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O ihr **Himerenser**, „rief er, die ihr so fest entschlossen seyd, euch an „euren Feinden zu rächen; nehmet euch wohl in „Acht, oder es wird euch wie diesem Pferde erge„hen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen „lassen, indem ihr den **Phalaris** zu eurem Heer„führer mit unumschränkter Gewalt, ernannt. „Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, „wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends „um eure Freyheit gethan.„** — Alles wird hier allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd, hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten **Himerenser**; der Hirsch nicht

* Liber IV. fab. 3.

** Aristoteles Rhetor. lib II. cap. 20.

nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser; der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den **Phalaris**; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freyheit, sondern auf die Ernennung des **Phalaris** zum unumschränkten Heerführer; und das Aufsitzen endlich, nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freyheit beygebracht wird, sondern auf die dem **Phalaris** zu bewilligende Leibwache, gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieses: da die Fabel nur alsdenn allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzeln Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zugetragen hat, entgegen stelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, in so fern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das zweyte, was ich gegen die Erklärung des **de la Motte** zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müssiges, überflüssiges Wort daraus verdrengen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel, in Ansehung des allgemeinen

Lehrsatzes, bloß allegorisch zu machen; und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wehle ein altes, um ohne Mißgunst Recht haben zu können. Die Fabel nehmlich von dem **Mann** und dem Satyr. „Der **Mann** blåset in seine kalte Hand, um seine Hand zu wärmen; und blåset in seinen heissen „Brey, um seinen Brey zu kühlen. Was? sagt „der Satyr; du blåsest aus einem Munde Warm „und Kalt? Geh, mit dir mag ich nichts zu „thun haben! *„ — Diese Fabel soll lehren, ὁτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὡν αμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις; die Freundschaft aller Zweyzüngler, aller Doppelleute, aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der erste der es leugnet, und die Fabel für schlecht ausgiebt. **Richer** ** sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral sey weiter nichts als eine Anspielung, und gründe sich auf eine blosse Zweydeutigkeit. **Richer** hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Feh-

* Fab. Aesop. 126.

** -- contre la justesse de l'allegorie. -- Sa morale n'est qu'une allusion, & n'est fondée que sur un jeu de mots équivoque. *Fables nouvelle, Preface, p.* 10.

Fehler liegt nicht sowohl darinn, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darinn, daß es weiter nichts als eine Allegorie ist. Anstatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr so anstößig scheinet, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrsatzes wirklich begriffen seyn sollte, ist sie ihm bloß ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruchs schuldig machen; und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von ebenderselben Sache ja und nein sagen, die ebendasselbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeiget uns einen Mann, der seinen Athem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht; der auf ganz etwas anders itzt seinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas anders ihn itzt kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht alles allegorisiren! Man nenne mir das abgeschmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die „Mitknechte des Aesopus gelüstet nach den treff„lichen Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, „und als es zur Nachfrage kömmt, soll es der „gute Aesop gethan haben. Sich zu rechtferti„gen, trinket Aesop in grosser Menge laues Was„ser; und seine Mitknechte müssen ein gleiches „thun. Das laue Wasser hat seine Wirkung, und

„die Näscher sind entdeckt.“ — — Was lehrt uns dieses Histörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in grosser Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener persische Dichter * einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch, spricht er, „an jenem grossen Tage des Gerichts, von „diesem warmen und siedenden Wasser wird zu „trinken geben: alsdann wird alles an den Tag „kommen, was ihr mit so vieler Sorgfalt vor den „Augen der Welt verborgen gehalten; und der „Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem „ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit „Schande und Verwirrung überhäuft da stehen!„ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la **Motte** auszusetzen. Das Wort **Lehre** (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielet, oder in den ein tiefsinniger **Baco** wohl gar eine **transcenden**-

talische

* *Herbelot Bibl. Orient. p.* 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude & brulante, dans la question du Jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, patoitra aux yeux de tout le monde, & celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie & par son deguisement, sera pour lors couvert de honte & de confusion.

talische Lehre zu legen weis, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzehlet: „Die Mut„ter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, „um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber „diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit „aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in „der Zucht halten konnte. Diesfalls sagte er zu sei„ner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mut„ter, hier sind eure Ziegen! Ich will lieber eine „ganze Compagnie Reuter bewachen, als eine ein„zige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzehlet? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeiget, daß keine Kreatur we„niger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege.*„ — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt, als dieser Holberg! — Und es mißhandelt sie jeder, der eine andere als **moralische Lehre** darinn vorzutragen, sich einfallen läßt.

Richer.

Richer ist ein andrer französischer Fabulist, der ein wenig besser erzehlet als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber, weit unter ihm stehet. Auch dieser hat uns seine Gedanken über diese

* Moralische Fabeln des Baron von Holbergs S. 103.

diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte *.

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poeme) — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die blosse Fiction setzet: so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Sylbenmaaß, als nothwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet: so kann ich seiner Meinung nicht seyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Precepte) — Dieses Wort ist nichts bestimmter, als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier so gar noch schlechter als Lehre; weil

* La Fable est un petit Poeme qui contient un precepte caché sous une image allegorique. *Fables nouvelles Preface p. 9.*

weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze verstehet, die **unmittelbar** auf die Bestimmung unsers Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein grosser Theil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet; unterrichten. Ist die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorschrift? Und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des **Phädrus** *. Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel seyn, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal, anschauend erkennen sollte?

Unter einem allegorischen Bilde? — Ueber das Allegorische habe ich mich bereits erkläret. Aber **Bild!** (Image) Unmöglich kann **Richer** dieses Wort mit Bedacht gewehlt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom **de la Motte** lieber

auf

* Libri 1. Fab. 15.

auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bey dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
  Effectus impediret ne segnis mora
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?* Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel seyn,

wenn

* Libri V. Fab. 8.

wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern; wenn sie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich, eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzehlt, eine Folge von Veränderungen ist, und jede dieser Veränderungen etwas dazu beyträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzehlt, muß eine Folge von Veränderungen seyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untriegliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte

Hand-

Handlung, sich ganz mahlen läßt. Sie enthält alsdenn ein blosses Bild, und der Mahler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemahlt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere „zog, blieb der grössern Fische, die sich darinn „gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten „aber schlupften durch das Netz durch, und ge„langten glücklich wieder ins Wasser.“ — Diese Erzählung befindet sich unter den Aesopischen Fabeln *, aber sie ist keine Fabel; wenigstens eine sehr mittelmässige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein blosses einzelnes Factum, das sich ganz mahlen läßt; und wenn ich dieses einzelne Factum, dieses Zurückbleiben der grössern und dieses Durchschlupfen der kleinen Fische, auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein, und nicht in den andern Umständen zugleich mit, der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist; alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das,

was

* Fab. Aesop. 126.

was sie eigentlich zur Handlung macht, und kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heissen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Iovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa ut non offendar subripi;
Tamen, scelеste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier gelesen? Ein Histörchen; aber keine Fabel. Ein Histörchen trägt sich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden; da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein andrer als dieser seyn: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten

Ver=

Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzehlen wollen. Aber wäre das eine moralische Absicht, dergleichen der Fabulist doch nothwendig haben soll? Zur Noth könnte zwar dieses einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Theile der Erzehlung zu diesem Bilde bey? Zu diesem gar nichts; sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden, und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen solle, nicht besser zu reissen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen liessen. Denn er schließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deum,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen grossen Meistern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieses Histörchen für eine Fabel * verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von diesem grossen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel **. Die eine hat er von dem de la Motte entlehnt; und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel, **eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung.** — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte: könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beywörter: **wohlgerathene** Allegorie; **ähnliche** Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch

* Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

** Der Critischen Dichtkunst, ersten Bandes siebender Abschnitt, S. 194.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verſparet. **Richer** ſagt: die Lehre ſolle unter dem allegoriſchen Bilde **verſteckt** (caché) ſeyn. Verſteckt! welch ein unſchickliches Wort! In manchem **Räthſel** ſind Wahrheiten, in den Pythagoriſchen Denkſprüchen ſind moraliſche Lehren **verſteckt**; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaſtigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervor ſtrahlet, hätte durch ein ander Wort, als durch das ganz widerſprechende **verſteckt**, ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger **de la Motte** hatte ſich um ein gut Theil feiner erklärt; er ſagt doch nur, **verkleidet** (deguiſé). Aber auch **verkleidet** iſt noch viel zu unrichtig, weil auch **verkleidet** den Nebenbegriff einer mühſamen Erkennung mit ſich führet. Und es muß gar keine Mühe koſten, die Lehre in der Fabel zn erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich ſo reden darf, Mühe und Zwang koſten, ſie darinn nicht zu erkennen. Aufs höchſte würde ſich dieſes **verkleidet** nur in Anſehung der **zuſammengeſetzten** Fabel entſchuldigen laſſen. In Anſehung der **einfachen** iſt es durchaus nicht zu dulden. Von zwey ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern **verkleidet** werden: aber wie man das Allgemeine in das Beſondere

sondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt **verkleiden** wenigstens **einkeiden** heissen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein **Breitinger** hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder **versteckt** noch **verkleidet**, sondern durch sie der **anschauenden Erkenntniß** fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen seyn, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen speculativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von **unserm Weltweisen** schon gnugsam erläutert war *! — Was **Breitinger** aber damals unter-

lassen,

* Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr **Breitinger** das, was **Wolf** schon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringsten ge-

lassen, das ist mir, itzt nachzuhohlen, nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seit dem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntniß, gleich von Anfange als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchem nur wenige nicht einerley Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweyten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also

Batteux.

Batteux erkläret die Fabel kurz weg durch die **Erzehlung einer allegorischen Handlung** *. Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit **verberge**, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen, auch

gekannt zu haben scheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 302 323. Dieser Theil erschien 1734, und die Breitingerische Dichtkunst erst das Jahr darauf.

* Principes de Litterature, Tome II I. Partie p. V. L'Apologue est le recit d'une action allegorique &c.

auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederhohlen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung, sagt Batteux, ist eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschiehet. — Die Handlung setzet, ausser dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus, und kömmt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdann, deren kaum zwey oder drey gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwey Hähne kämpfen miteinander. Der besigte verkriecht sich. Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab, und zerfleischt ihn *." — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte; und freuet sich seines stolzen Geweihes.

* Aesop. Fab. 145.

„Aber nicht lange! Hinter ihm ertönte die Jagd; „seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Ge„hölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er „wird erreicht *. — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht sich zu retten; aber beyde Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie, ohne Nachtheil derselben, weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilet falsch; und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilet habe. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu

Füssen

* Fab. Aesop. 131.

Füssen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich palgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreisset, und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beyfallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sey; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabey bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen würde eine unnütze Mühe seyn. Es ist aber nur Schade, daß sie sich einigermassen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerley Fabeln abstrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bey seiner Erklärung nur die erste Fabel des **Phädrus** vor Augen gehabt; die er, mehr als einmal, une des plus belles & des plus celebres de l'antiquité nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreissen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es

 mit

mit einem Scheine des Rechts thun, und also jurgii causam intulit. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur seyn kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet: sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral ist*: ὁις προθεσις ἀδικειν, παρ' ἀυτοις ȣ̓ δικαιολογια ἰσχυει. Wer den **Vorsatz** hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wir es zwar μεθ' ἐυλογȣ ἀιτιας zu thun suchen; er wird einen scheinbaren Vorwand wählen; aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem **Vorsatze** (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas seyn, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Bloß dadurch wird sie zu einer **vollkommenen** Fabel; welches sie nicht seyn würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger ent=

* Fab. Aesop. 230.

enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nöthig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vortheilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nehmlich, die Moral die aus dieser Fabel fliesse, sey: que le plus foible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! Wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfs sehr vergebens, sehr für die lange Weile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre, mit einem Worte, schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fodert, haben muß, oder entbehren kann. Der Lehrsatz der itzt erwehnten Fabel des Phädrus, machte sie wie wir gesehen, nothwendig; aber thun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel

ein=

eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri

nicht werth, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darinn, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu lassen, folget; so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den blossen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß „seyn, ist nicht immer ein Glück.“ — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich seyn. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibet, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchschlupfen, ist, in mehr als einer Betrachtung, ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter, die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß seyn nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein

Zu-

Zathun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die grossen Fische mußten groß werden; es stand nicht bey ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben so viele ihr Unglück, als ihr Glück erkennen. Es soll niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Grossen mit den ihrigen seyn müssen. Nicht das Groß Seyn, sondern die eitele Begierde groß zu werden (κενοδοξιαν), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte *, der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzehlte. „Die Mäuse „glaubten, daß sie nur deswegen in ihrem Kriege „mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie „keine Heerführer hätten, und beschlossen derglei„chen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene „ehrgeitzige Maus, es zu werden! Und wie theu„er kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! „Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentnr milites.

„und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder „geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre en„gen Löcher zu retten,

Hae-

* Fab. Aesop. 143. Phaedrus libr. IV. Fab. 5.

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu.

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eiteln Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu seinem Gegenstande gewählet; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe, ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel, mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beyden letztern muß ausser der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen

sie

sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen; daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabuliste hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzeln moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maaßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. So bald er sie erhalten hat, ist es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denket in geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs „eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet die That. „Der Affe soll Richter seyn. Kläger und Beklag„ter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. „Endlich schreitet der Affe zum Urtheil *:

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas.

Die

* Phaedrus libr. I. Fab. 10.

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraus siehet, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward un„willig, warf seine Last von dem Rücken, und „rief den Tod. Der Tod erscheinet. Der Greis „erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben „doch besser als gar nicht leben ist. Nun, was „soll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir „meine Last wieder aufhelfen *. — Der Fabulist ist glücklich, und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beyspiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung

für

* Fab. Aesop. 20.

für das Heldengedichte oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es; dem Sprachgebrauche nach, heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach, muß dieser Vorsatz ganz erreicht seyn, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sey. Allein was folgt hieraus? Dieses: wenn der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzeln Fall zurückgeführet. Dieser einzelne Fall wird allezeit das seyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das

aber,

aber, was Batteux darunter verstehet, wird er nur dann und wann seyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen seyn, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch ausser dieser Absicht; desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freyer, moralischer Wesen seyn müssen, verstehet sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darinn hat Batteux freylich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kommt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freyheit voraussetzt. Denn die Freyheit handelt zwar allezeit aus Grunde, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, sind Kunstrichter von allerley Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger

bekümmert; und man versäumet sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Huy, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird **nicht eine jede Wahrheit**, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, **nicht unter** die Allegorie einer **Handlung**, sondern auf einen einzeln Fall, **nicht versteckt oder verkleidet**, sondern so zurückgeführet, daß ich, **nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke**, sondern diesen ganz anschauend darinn in ihm erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bey dem Aristoteles *: „Eine obrigkeitliche Person durch das Looß ernennen ist eben als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Looß ankommen liesse, welcher von seinen Matrosen es seyn sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß aussuchte.“ — Hier sind zwey besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben itzt äussernde; der andere ist der er-

* Aristoteles Rhetor. libr. II. cap. 20.

erdichtete. Ist dieser erdichtete, eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten. — Aber wenn es bey dem Aristoteles so hiesse: „Ihr wollt eu„ren Magistrat durch das Looß ernennen? Ich „sorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffs„herrn, der, als es ihm an einem Steuermanne „fehlte ꝛc.“ Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trift den Punct! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben so ist es ein Beyspiel eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweydeutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes lieset man auch folgendes: „Der Biber ist ein vierfüssiges Thier, „das meistens im Wasser wohnet, und dessen „Geilen in der Medicin von grossem Nutzen sind. „Wenn nun dieses Thier von den Menschen ver-

„folgt

„folgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen „kann; was thut es? Es beißt sich selbst die „Geilen ab, und wirft sie seinen Verfolgern zu. „Denn es weis gar wohl, daß man ihm nur dieserwegen nachstellet, und es sein Leben und seine „Freyheit wohlfeiler nicht erkaufen kann *." — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darinn. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sey, werden sich vielleicht die meisten bedenken, und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte: würde man vielleicht mit dem Verfasser der Critischen Briefe ** sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus blossem Instinkt, er handelt aus freyer Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weis es, warum er verfolgt wird (γινωσκων ὃ χαριν διωκεται). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr

die,

* Fab. Aesop. 33.

** Critische Briefe. Zürich 1746. S. 168.

die Wirklichkeit fehlet. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzeln, dem Individuo zu; und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden; und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen, sagt man, bringen „zwey Junge zur Welt, wovon sie das eine sehr „heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt „pflegen, das andere hingegen hassen und ver„säumen. Durch ein sonderbares Geschick aber „geschieht es, daß die Mutter das Geliebte unter „häufigen Liebkosungen erdrückt, indem das Ver„achtete glücklich aufwächset *.“ Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen **. „Eine Aef„finn, erzehlt er, hatte zwey Junge; in das „eine war sie närrisch verliebt, an dem andern „aber war ihr sehr wenig gelegen. Einsmals „über-

* Fab. Aesop. 268.

** In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptirt hat, di 187te.

„überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind „raft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die „Arme, eilt davon, stürzt aber, und schlägt mit „ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn „aus dem zerschmetterten Schedel springt. Das „andere Junge, um das sie sich im geringsten „nicht bekümmert hatte, war ihr von selbst auf „den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre Schul„tern angeklammert, und kam glücklich davon.“— Hier ist alles bestimmt; und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beyspiel von dem Fischer, hat den nehmlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische welche kleiner sind, als die Gitter des Netzes, durchschlupfen und die grössern hangen bleiben. Vor sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andre mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das seyn, was wir in dem strengsten Verstande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das

Exempel der practischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der blossen Möglichkeit, mit der sich die Exempel andrer Wissenschaften begnügen? — Wie viel liesse sich hiervon plaudern, wenn ich bey meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beybringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist vor sich selbst klar. Die symbolische entlehnet ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existiret nur in dem Besondern, und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern; müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, in so fern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen

Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen, und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit grössern Einfluß in den Willen, als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit, nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darinn unterscheiden läßt, desto grösser ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermassen noch etwas Allgemeines und hindert, als dieses, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich seyn kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und so mächtig, als möglich, auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, ausser der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, bestehet eben in dieser ihnen zu ertheilenden Fähigkeit auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die blosse Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß, deren das Besondere, als bloß möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit sich führet, als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheinet diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich seyn, seine ganze

Lehre

Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu übersehen *. Erst von seiner Eintheilung des Exempels: Παραδειγματων δ᾽ ἐιδη δυο ἐϛιν, sagt er, ἑν μεν γαρ ἐϛι παραδειγματος ἐιδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το ἀυτα ποιειν. Τȣτȣ δ᾽ ἑν μεν παραβολη: ἑν δε λογοι: οἱον οἱ αισωπειοι και λιβυκοι. Die Eintheilung überhaupt ist richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beybrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweyerley Arten gäbe, und mehrere nicht geben könne. Es würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beyspielen selbst abstrahiren können, die Aristoteles davon giebt. Die Parabel nehmlich führt er durch ein ὡσπερ ἐι τις ein; und die Fabeln erzehlt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermanglung derselben erdichtet. Bey jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die

* Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner blossen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir in seiner Ermanglung, auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten: soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln, und sagt: Εισι δ' οι λογοι δημηγορικοι: και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν ἑυρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐςιν ἐκ Φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν ουν πορισασθαι τα δια των λογων; χρισιμοτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων; ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι. Ich will mich itzt nur an den letzten Ausspruch diese Stelle halten. Aristoteles

sagt,

sagt, die historischen Exempeln hätten deswegen eine grössere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Und hierinn, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben so wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine grössere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billiget:

Ταχ᾽ ἀν τις ἐικος αυτο τȣτ᾽ ἐιναι λεγοι:

Δροτοισι πολλα τυγχανειν ȣκ ἐικοτα:

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich sey; der Dichter aber die freye Gewalt hat,

hier=

hierinn von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam verbreitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: **Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.**

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bey der Anwendung, eben so richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe, zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darinn zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber, zu Ehren des ersten Erfinders, beybehält, weil er wenigstens schnackisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzehlung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beygelegt wird. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen,

warum

warum wird sie gemeiniglich den Thieren beygelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus, sagt er, die Fabel „zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Le„bens angewendet, so waren seine Lehren meistens „ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also „mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen „derselben ganz gewohnte Handlungen und Bey„spiele aus dem gemeinen Leben der Menschen „entlehnen: Da nun aber die täglichen Geschäfte „und Handlungen der Menschen nichts ungemei„nes oder merkwürdig reitzendes an sich haben, „so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel „bedacht seyn, auch der allegorischen Erzehlung „eine anzügliche Kraft und ein reitzendes Ansehen „mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern „Eingang in das menschliche Herz aufzuschliessen. „Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein „das Seltene, Neue und Wunderbare, eine sol„che erweckende und angenehm entzückende Kraft „auf das menschliche Gemüth mit sich führet, so „war man bedacht, die Erzehlung durch die Neu„heit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunder„bar

„bar zu machen, und also dem Körper der Fabel
„eine ungemeine und reizende Schönheit beyzule=
„gen. Die Erzehlung bestehet aus zween wesent=
„lichen Hauptumständen, dem Umstande der Per=
„son, und der Sache oder Handlung; ohne diese
„kann keine Erzehlung Platz haben. Also muß
„das Wunderbare, welches in der Erzehlung herr=
„schen soll, sich entweder auf die Handlung selbst,
„oder auf die Personen, denen selbige zugeschrie=
„ben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in
„den täglichen Geschäften und Handlungen der
„Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in
„dem Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die
„Vermessenheit im Unterfangen, als die Boßheit
„oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in
„einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache:
„Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen
„in dem gemeinen Leben der Menschen etwas un=
„gewohntes und seltenes sind; da hingegen die
„meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts un=
„gemeines oder merkwürdiges an sich haben; so
„sah man sich gemüssiget, damit die Erzehlung
„ als der Körper der Fabel, nicht verächtlich wür=
„de, derselben durch die Veränderung und Ver=
„wandlung der Personen, einen angenehmen
„Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun
„die Menschen, bey aller ihrer Verschiedenheit,
„den=

„dennoch überhaupt betrachtet in einer wesentli-
„chen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so
„besann man sich, Wesen von einer höhern Na-
„tur, die man wirklich zu seyn glaubte, als Göt-
„ter und Genios, oder solche die man durch die
„Freyheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die
„Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück,
„die Gelegenheit rc. in die Erzehlung einzuführen;
„vornehmlich aber nahm man sich die Freyheit
„heraus, die Thiere, die Pflanzen, und noch ge-
„ringere Wesen, nehmlich die leblosen Geschöpfe,
„zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu
„erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft
„und Rede mittheilte, damit sie also fähig wür-
„den, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in
„einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären,
„und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen
„Handlungen unsre Lehrer abzugeben rc." —

Breitinger also behauptet, daß die Errei-
chung des Wunderbaren die Ursache sey, warum
man in der Fabel die Thiere, und andere niedri-
gere Geschöpfe, reden und vernunftmässig handeln
lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält,
glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem
Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders,
als ein lehrreiches Wunderbare sey. Diese seine
zwey-

zweyte Erklärung ist es, welche ich hier, versprochnermassen, untersuchen muß.

Es wird aber bey dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem, mit einmal, über dem Hauffen.

Wunderbar soll diese Einführung seyn? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nehmlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem Φασι, und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz, die Fabel in dem Klagefalle (ταις αἰτιατικαις) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen * hierauf kömmt, führet eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billiget, und es zwar deswegen für rathsamer erkläret, sich bey Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu beruffen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit

* Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

mit man den Anschein, als erzehle man etwas unmögliches, vermindere. (ἱνα παραμυθησονται τα δοκειν ἀδυνατα λεγειν). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie nothwendig weit davon entfernt seyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen, oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sey der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unsrer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge eräugnet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unsrer Vorstellungen eben so selten vorkömmt. Auf einen fleissigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bey weiten nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit eben so wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf und

niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe; aber nicht unsre Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Foglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreissen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere, und andere niedrigern Geschöpfe, Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt: es wird angenommen; und soll nichts weniger als wunderbar seyn. — Wenn ich in der Schrift lese:* „Da thät der Herr der Eselin den Mund „auf und sie sprach zu Bileam ꝛc." so lese ich etwas wunderbares. Aber wenn ich bey dem Aesopus lese**: Φασιν, ὁτε φωνεεντα ἠν τα ζωα, την οἰν προς τον δεσποτην ἐιπειν: „Damals, als die Thiere noch redeten, soll das „Schaf zu seinem Hirten gesagt haben:„ so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts wunderbares erzehlen will; sondern vielmehr etwas

* 1. B. Mos. XXII. 28.

** Fab. Aesop. 316.

was, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Lauffe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreifflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. — Ich setze sie in die **allgemein bekannte Bestandtheit der Charaktere.** — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen liesse. Wird sie sich deswegen von jedem, ohne Ausnahme, darinn erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabey interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bey einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bey welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bey allen die nehmlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Shäre derjenigen Wesen

sen einzuschrenken, von denen man es zuverlässig weis, daß auch bey den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspringt. Und weil von diesen Wesen die wenigsten, ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freyer Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie, unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: **Britannicus und Nero.** Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser. Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: **der Wolf und das Lamm**; sogleich weis jeder, was er höret, und weis, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bey welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre blosse Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze, in der Fabel von dem Wolfe

und dem Lamme, anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes, den Riesen und den Zwerg, und sie verlieret schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter, ohne weitere Hinzuthuung, zimlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu „dem armen Manne des Propheten * und sagte: „Bringe dein weisses Lamm vor den Altar, denn „die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwie„derte: mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, „und ich habe nur das einzige Lamm. Du hast „aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte „dieser, weil sie deine Felder gesegnet. — Ich habe „kein Feld; war die Antwort. — Nun so war es „damals, als sie deinen Sohn von seiner Krank„heit genesen liessen. — O, sagte der Arme, die „Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenom„men. Gottloser! zürnte der Priester; du lä„sterst! und riß das Lamm aus seinem Schoos„se rc. — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verlohren hat, so kömmt

es

* 2. B. Samuelis XII.

es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit, leider, noch weit geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verlohren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne *. Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wehlen können.

Der Verfasser der oben angeführten Critischen Briefe ist mit Breitingern einerley Meinung, und sagt unter andern, in der erdichteten Person des Hermann Axels: ** „Die Fabel bekömmt „durch diese sonderbare Personen ein wunderliches „Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, „wenn man dichtete: Ein Mensch sah auf einem „hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die „seine Lust davon zu essen, mächtig reitzeten. Er „bemühte sich lange, auf denselben hinauf zu

* Fab. Aesop. 6.

** Seite 166.

„klimmen, aber es war umsonst, er mußte es „endlich aufgeben. Indem er weggieng, sagte „er: Es ist mir gesünder, daß ich sie noch län„ger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig „genug. Aber dieses Geschichtchen reitzt nicht „stark genug; es ist zu platt rc. — Ich gestehe es Hermann Axeln zu; das Geschichtchen ist sehr platt, und verdienet nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deswegen so platt geworden, weil kein Thier darinn redet und handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen blossem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anders Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Mensch!" Das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabey denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein Fuchs!" Der Fabulist weis nur von Einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdenn würde er wohl

ge=

gefunden haben, daß die Fabel, durch die blosse Weglassung des Thieres, so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nehmlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr, als nach Birnen, lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln „Fabeln nicht singe, noch der Pelican sein Blut „für seine Jungen vergiesse*. — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie werth gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und derjenige der sie uns, es sey durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nehmlichen Eigenschaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltner kommen uns dergleichen allgemein

* Man sehe die critische Vorrede M. v. K. neuen Fabeln.

gemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stuffenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten; will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel, z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weis es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein grosses vermehren, welches alsdenn kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beyde aus handelnden Personen von einerley Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammen gesetzten Fa-

bel

bel Statt findet, so kann er die Ursache nicht seyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menschen.

Ja, ich will es wagen den Thieren, und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem **Wolfe und Lamme**, wie sie oben in die Fabel von dem **Priester und dem armen Manne des Propheten** verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntniß des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen

gen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntniß des moralischen Satzes hier eben so klar seyn könnte, als sie dort ist?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiednen Anwendung derselben ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nehmlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet, und heissen einfache Fabeln; oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heissen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeiget.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiednen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nehmlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzeln Falle ihres Gegentheils, als in einem einzeln Falle der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzeln Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht in-

directe Fabeln, so wie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von diesen Eintheilungen ist hier nicht die Frage; noch vielweniger von jener unphilosophischen Eintheilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt; von der Verschiedenheit nehmlich der darinn handelnden Personen. Und diese Eintheilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius ist ohne Zweifel der älteste Scribent der ihrer erwähnet. Του δε μυθου, sagt er in seinen Vorübungen, το μεν ἐςι λογικον, το δε ἠθικον το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾡ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλαςαι: ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον: μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου. Es giebt drey Gattungen von Fabeln; die vernünftige, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die sittliche, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführet werden; die vermischte, in welcher so wohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen. — Der Hauptfehler dieser Ein-

Eintheilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann dem ohngeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft seyn, als diese Eintheilung? Oefnet sie uns nur auch die geringste freyere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben so wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter andern von den Personen der Fabel: „Man hat „hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die „Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen „und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. „Nur der **Herr Verstand** und das **Fräulein** „**Einbildungskraft**, und alles, was ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden; weil es ohne Zweifel schwerer ist,

„die-

„diesen bloß geistigen Wesen einen charaktermäßsi-
„gen Körper zu geben; als Körpern, die einige
„Analogie mit unsern Organen haben, Geist und
„Seele zu geben *." — Merkt man wider wen
dieses geht? Wider den **de la Motte**, der sich
in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häuf-
fig bedienet. Da dieses nun nicht nach dem Ge-
schmacke unsers oft mehr eckeln als feinen Kunst-
richters war, so konnte ihm die aphthonianische
mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders
als willkommen seyn, indem es durch sie still-
schweigend gleichsam zur Regel gemacht wird,
daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar
nicht in die Aesopische Fabel gehören. Und diese
Regel eben möchte Batteux gar zu gern festse-
tzen, ob er sich gleich nicht getrauet mit aus-
drücklichen Worten darauf zu dringen. Sein Sy-
stem von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie
bestehen. „Die äsopische Fabel, sagt er, ist ei-
„gentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder;
„sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch
„die Geringfügigkeit und Naivität ihrer spielenden
„Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen
„Cäsar, keinen Alexander: aber wohl die Fliege
„und die Ameise &c." — Freylich; diese Gering-
fügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt,
konn-

* Nach der Ramlerschen Uebersetzung S. 244.

konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden seyn. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Theil der besten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu seyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des **Aphthonius**. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität, nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolf * hat die Eintheilung des **Aphthonius** gleichfalls beybehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Eintheilung in **vernünftige** und sittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. **Sittlich** nehmlich sey eine jede Fabel in so fern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden: und **vernünftig** in so fern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es

* Philosoph. practicæ universalis Pars post §. 303.

es einmal gewöhnlich sey, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bey seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht, als nach den Worten, deren er sich dabey bedient habe, müsse sie beurtheilet werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianischen Eintheilung bey, und weis die Wahrheit, die er nicht darinn gefunden, so scharfsinnig hinein zu legen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekömmt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten, sagt er, so legen wir entweder „den Subjecten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate bey, als „ihnen zukommen; oder wir legen ihnen solche „bey, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten „Falle heissen es **vernünftige** Fabeln; in dem „andern **sittliche** Fabeln; und **vermischte** Fa-

„beln

„beln heissen es, wenn sie etwas so wohl von „der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen „Fabel haben.“

Nach dieser Wolfischen Verbesserung also, beruhet die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr, auf der blossen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate, die von diesen Subjecten gesagt werden. Ihr zufolge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel seyn; so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel seyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführet werden. Die oben angeführte Fabel von den zwey kämpfenden Hähnen, würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel seyn, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmet; wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringste von den Hähnen darinn gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern: z. B. der Vogelsteller und die Schlange *; der Hund und der Koch **; der Hund und der Gärtner ***; der Schäfer und der

Wolf

* Fab. Aesop. 32.

** Fab. Aesop. 34.

*** Fab. Aesop. 67.

Wolf *: lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bey dieser Eintheilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weis nicht. Wider ihre logicalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker seyn, ohne ein Mann von Geschmack zu seyn; und das letzte war Wolf, leider, wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädicate, beygelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen, kann einen üblen Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schliessen, ist also nicht gehalten, auf die Naturen der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmüthig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als

Fal-

* Fab. Aesop. 71.

Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Aber dieses kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beylegen. — Wie nöthig ist es dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Mährchen drohenden Folgerungen, vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren; und vielleicht kommen, wir am Ende der Bahn, zusammen. — Ich habe gesagt, und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzeln Falles zur Wirklichkeit, der wesentliche Unterschied der **Parabel**, oder des Exempels überhaupt, und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als **wirklich** vorgestellet werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich, ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig; wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu seyn erlaubt. Nun

ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bey den alten Benennungen zu bleiben) **vernünftige** Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen **sittliche** heissen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung; die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieser Subjecte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existiren; oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirende Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu andern Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommende Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worinn die Subjecte vorausgesetzt werden, wollte ich **mythische** Fabeln nennen; und diese, worinn nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde

ich,

ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, **hyperphysische** Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Eintheilung noch durch einige Beyspiele erläutern. Die Fabel, der Blinde und der Lahme; die zwey kämpfenden Hähne; der Vogelsteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, sind lauter **vernünftige** Fabeln, ob schon bald lauter Thiere, bald Menschen und Thiere darinn vorkommen; denn der darinn enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder mit **Wolfen** zu reden, es wird den Subjecten nichts darinn beygelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln, Apollo und Jupiter *; Herkules und Plutus **; die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmende Götter ***; kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phoenix z. E. bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar **mythisch sittliche**; denn es wird darinn vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existiren oder existiret haben, und der Fall, den sie enthalten ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das

* Fab. Aesop. 287.

** Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

*** Phaedrus libr. III. Fab. 15.

Lamm *; der Fuchs und der Storch **; die Natter und die Feile ***; die Bäume und der Dornstrauch *); der Oelbaum und das Rohr ꝛc. **) sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbey erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich bloß auf die Thiere, und andere geringere Geschöpfe einschränke: der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen, und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch sittliche Fabel seyn; denn die Gabe zu prophezeyen, kann dem Menschen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzehlung von den himmelstürmenden Riesen, als eine aesopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen, endlich von selbst zusammen stürzte und sie unter den Ruinen begrübe: so würde keine andere als eine hyper-

* Phaedrus libr. I. Fab. 1.

** Phaedrus libr. I. Fab. 25.

*** Phaedrus libr. IV. Fab. 7.

*) Fabul. Aesop. 313.

**) Fabul. Aesop. 143.

hyperphysisch sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwey Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entstehet auch bey mir eine vermischte Gattung, wo nehmlich der Fall zum Theil schlechterdings, zum Theil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreyerley seyn; die vernünftig mythische Fabel, als Herkules und der Kärner *, der arme Mann und der Tod **; die vernünftig hyperphysische Fabel, als der Holzschläger und der Fuchs ***, der Jäger und der Löwe *); und endlich die hyperphysisch mythische Fabel, als Jupiter und das Kameel **), Jupiter und die Schlange rc. ***)

Und diese Eintheilung erschöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle, ihr zu Folge, zweifelhaft bleibe, welches bey allen andern Eintheilungen geschehen muß, die sich bloß auf die Verschiedenheit der handelnden Personen bezie=

* Fabul. Aesop. 336.

** Fabul. Aesop. 20.

*** Fabul. Aesop. 127.

*) Fabul. Aesop 280.

**) Fabul. Aesop 197.

***) Fabul. Aesop. 189.

beziehen. Die Breitingersche Eintheilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob Er schon dabey die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bey ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größten Theils, auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, sagt er, „hat seine verschiedene Grade — Der niedrigste „Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen „Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche „Menschen aufgeführet werden — Weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare „weit die Oberhand hat, so können sie mit Fug „wahrscheinliche, oder in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein „mehrerer Grad des Wunderbaren äussert sich in „derjenigen Classe der Fabeln, in welchen ganz „andere als menschliche Personen aufgeführet werden — Diese sind entweder von einer vortreflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, „z. E. die heidnischen Gottheiten; — oder sie sind „in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern Rang „als die Menschen, als z. E. die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in diesen Fabeln das Wunder-

„bare

„bare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen „Graden herrschet, werden sie deswegen nicht „unfüglich **wunderbare**, und in Absicht auf die „Personen entweder **göttliche** oder **thierische** „Fabeln genennt — Und die Fabel von den zwey Töpfen; die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch **thierische** Fabeln heissen? Oder sollen sie, und ihres gleichen, eigne Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man, nach dieser **Breitingerschen** Eintheilung, oft zweifelhaft seyn kann, zu welcher Classe man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel, von dem Gärtner und seinem Hunde, oder die noch bekanntere, von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht so wie sie **Phädrus** erzehlet, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkömmt. Beyde haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie nothwendig zu den wahrscheinlichen, das ist **menschlichen** Fabeln, rechnen müßte. In beyden aber kommen auch Thiere vor; und in Betrachtung dieser, würden sie zu den **vermischten** Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche

herrscht,

herrscht, als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Classe anweisen konnte.

Ich will mich bey diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schliessen, die sich überhaupt auf die **hyperphysischen** Fabeln beziehet, und ich, zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen, nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bey dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und andrer niedriger Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürffe? Ich antworte kurz: so weit, und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allen, was er sie denken, reden, und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand, als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter, eben so gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und

wie

wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freyheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viel Sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der **Critischen Briefe**, wenn er von seinem **Hermann Axel** sagt: „Daher schreibt „er auch den unvernünftigen Thieren, die er auf- „führt, niemals eine Reihe von Anschlägen zu, „die in einem System, in einer Verknüpfung ste- „hen, und zu einem Endzwecke von weitem her „angeordnet sind. Denn dazu gehöret eine Stärke „der Vernunft, welche über den Instinkt ist. Ihr „Instinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen „einer Vernunft von sich, die sich nicht lange em- „por halten kann. Aus dieser Ursache werden „diese Fabeln mit Thierpersonen ganz kurz, und „bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschla-

„ge,

„ge, oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen „menschlichen Charakter in mehr als einem Lichte „vorzustellen; ja der Fabulist muß zufrieden seyn, „wenn er nur einen Zug eines Charakters vorstel- „len kann. Es ist eine ausschweiffende Idee des „Pater Bossue, daß die aesopische Fabel sich in „dieselbe Länge, wie die epische Fabel ausdehnen „lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sey „denn daß man die Thiere nichts von den Thie- „ren behalten lasse, sondern sie in Menschen ver- „wandle, welches nur in possirlichen Gedichten „angehet, wo man die Thiere mit gewissem Vor- „satz in Masken aufführet, und die Verrichtun- „gen der Menschen nachäffen läßt. rc." — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß, und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel, hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossue nichts taugt. Die aesopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnet, höret auf eine aesopische Fabel zu seyn; aber nicht deswegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freyheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deswe-

gen,

gen, weil die Thiere alsdenn zu viel menschliches haben würden: sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verlohren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam auseinander gedehnet und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfodert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder seine Theile allzuweit auseinander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darinn erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Squelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Squelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darinn liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hinein gelegt hat. Daß übrigens das

eingeschränkte Wesen der Thiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der aesopischen Fabel, die wahre Ursach nicht sey, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thierische Fabel, sondern auch jede andere aesopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen bestehet, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt sich eben so wenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beyspielen streiten wollte, wie viel sehr gute Fabeln liessen sich ihm nicht entgegen setzen, in welchen den Thieren weit mehr, als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beygelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von weiten her zu einem Endzwecke anwenden siehet. Z. E. der Adler und der Käfer *; der Adler, die Katze und das Schwein rc. **

Unterdessen, dachte ich einsmals bey mir selbst, wenn man dem ohngeachtet eine aesopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie

* Fab. Aesop. 2.

** Phaedrus libr II., Fab. 4.

wie müßte man es anfangen, daß die itztberühr-
ten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen?
Wie müßte unser Reinicke Fuchs aussehen, wenn
ihm der Name eines aesopischen Heldengedichts
zukommen sollte? Mein Einfall war dieser:
Vors erste müßte nur ein einziger moralischer
Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; **vors
zweyte** müßten die vielen und mannigfaltigen
Theile dieses Ganzen, unter gewisse Haupttheile
gebracht werden, damit man sie wenigstens in
diesen Haupttheilen auf einmal übersehen könnte;
vors dritte müßte jeder dieser Haupttheile ein
besonders Ganze, eine für sich bestehende Fabel
seyn können, damit das grosse Ganze aus gleich-
artigen Theilen bestünde. Es müßte, um alles
zusammenzunehmen, der allgemeine moralische
Satz in seine einzelne Begriffe aufgelöset werden;
jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in ei-
ner besondern Fabel zur Intuition gebracht wer-
den, und alle diese besondern Fabeln müßten zu-
sammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie
wenig hat der Reinicke Fuchs von diesen Requi-
sitis! Am besten also, ich mache selbst die Pro-
be, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen
läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe
ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel mei-
nes **dritten** Buchs, und heißt die Geschichte

 des

des alten Wolfs, in sieben Fabeln. Die Lehre welche in allen sieben Fabeln zusammengenommen liegt, ist diese: „Man muß einen alten „Bösewicht nicht auf das äusserste bringen, und „ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch seyn mag, benehmen. Dieses Aeusserste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich; machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müssig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben, und mit dem Rangstreite der Thiere auf vier Fabeln, gebracht habe, wird ein andrer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierinn Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben, und in ein Buch zusammen getragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äussersten Präcision; er hielt sich nirgends bey Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakterisirt ihn de la Motte; und richtig. Die Präcision und Kürze, worinn er ein so grosses Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine

Regel

Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten; und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Sylbenmaaß und der poetischere Styl, in welchen uns auch das allersimpelste Sylbenmaaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer; wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sey; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte* mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß „man die zierliche Präcision und die ausserordent„liche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr em„pfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es „wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen, ihn

* In der Vorrede zu seinen Fabeln.

„ihn seine Sprache zum Theil verhindert hätte; „und bloß deswegen, weil er den Phädrus darinn nicht nachahmen können, habe er geglaubt, „qu'il falloit en recompense egayer l'ouvrage „plus qu'il n'a fait. Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten seyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, **la Fontaine** wolle ein blosses Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders seyn: denn die Schadloshaltung hatte allzuviel reitzendes für Franzosen, bey welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben *, meinte so gar, **la Fontaine** habe sich aus blosser Albernheit (par betise) den **Phädrus** nachgesetzt; und **de la Motte** schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!

* Fontenelle.

Unterdessen, da la Fontaine seine lustige Schwazhaftigkeit, durch ein so grosses Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, „habe ich um so viel eher wagen dürffen, da „Quintilian lehret, man könne die Erzehlungen „nicht lustig genug machen (egayer). Ich brau„che keine Ursache hiervon anzugeben; genug, daß „es Quintilian sagt. — Ich habe wider diese Autorität zweyerley zu erinnern. Es ist wahr Quintilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia & venere exornandam puto *; und dieses muß die Stelle seyn, worauf sich la Fontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzehlung so viel als möglich, obgleich nach Maaßgabe der Sache **, zu ertheilen befiehlet, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß gerade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzehlung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser

sagt,

* Quintilianus Inst. Orat. libr. IV. cap. 2.

** Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem, ibidem.*

sagt, ziehet la Fontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter andern bey dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzehlung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzehlung in einer Chrie seyn! — und setzt hinzu: ἐν δε τοις μυθοις ἁπλȣςεραν την ἑρμηνειαν ἐιναι δει και προσφυη και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη: Die Erzehlung der Fabel soll noch planer seyn, sie soll zusammen gepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden seyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilians gar gern. Man weis ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autores mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manieres, il etoit Admirateur des Anciens jusqu'a la prevention comme s'ils eussent été ses modeles. *La brieveté* dit-il, *est l'ame de la Fable, & il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit** Man kann nicht verstümmelter anführen, als de la

* Discours sur la Fable p. 17.

Motte hier den la Fontaine anführet! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sey, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzehlungen herrschen solle, auf das Zeugniß des Quintilians, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgend bey ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beyfall, den la Fontaine mit seiner muntern Art zu erzehlen erhielt, machte, daß man nach und nach die aesopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bey den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiethe der Philosophie, und aus diesem hohlten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bey den Neuern muß man das, was man von der aesopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen;

chen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst liessen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen; und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, daß sie so viel als möglich auszuputzen, uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene ἑρμηνεια ἀκατασκευος der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bey dem **Batteux** ein langes Verzeichniß von Zierrathen lieset, deren die Erzehlung der Fabel fähig seyn soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bey den Neuern ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zierrathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz seyn, als möglich. Alle Zierathen aber sind dieser Kür-

ze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer seyn können: folglich streiten alle Zierrathen, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze, braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere; damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzuviel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierrathen „bestehen Erstlich in Gemählden, Beschreibun„gen, Zeichnungen der Oerter, der Personen, „der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein **Fuchs** sagen, sondern man muß fein sagen:

Un vieux Renard, mais de plus fins,
Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
Sentant son Renard d'une lieuë &c.

Der **Fabulist** brauchte Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der **Poet** will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge

zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keine Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Theile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zusammen genommen erkennen sollen. Vielweniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfliessen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe, oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze theilet. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweyte Zierrath, sagt er, bestehet in den „Gedanken; nehmlich in solchen Gedanken, die „hervorstechen, und sich von den übrigen auf eine „besondere Art unterscheiden.

Nicht minder widersinnig ist seine **dritte** Zierrath, die Allusion — Doch wer streitet denn mit mir? **Batteux** selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zierrathen „solcher Erzehlungen sind, die vornehmlich zur „Belustigung gemacht werden. Und für eine solche Erzehlung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie auch nicht dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne?

Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmuthig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freylich geht es dem la Fontaine, und allen seinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen *; der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sey; er ließ Zierrathen darauf schnitzen; und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zierathen auf einen Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann, so wie zuvor damit zu schiessen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen, und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schiessen zu wollen! — Freylich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mit samt ihrem Homer, aus seiner Republick verbannte, dem Aesopus aber einen rühmlichen Platz darinn vergönnte, freylich würde auch Er nunmehr zu dem Aesopus, so wie ihn la Fontaine verkleidet hat, sagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber, was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger, wie Plato, sagen würde? —

Voll=

* S. die erste Fabel des dritten Buchs.

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaassen gegen mich seyn wird. Ich habe die erhabene Absicht, der Welt mit meinen Fabeln zu **belustigen**, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber itzt die Welt gleich nicht belustige; so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzehlt ja die neuen Fabeln des Abstemius, eben sowohl als die alten Fabeln des Aesopus in Versen; wer weis was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzehlet, wenn sie sich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also, bitte ich voritzo mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzumuntern, und leicht auf Umwege führenden Erzehlungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich

nicht

nicht auf die Mittelstrasse des **Phädrus**, und erzehlte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln; wer wird die lesen wollen! — Diesen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweyerley. **Erstlich**, was man mir am leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. La Fontaine der eben das bey sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebohrnen Sprache, sie mag seyn welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versification nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürffen, das Sylbenmaaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze gethan, und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn **zweytens** — Ich muß es nur gestehen; ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. **De la Motte** hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er „seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, „und

„und daß er uns manchmal eine allzu unbestimmte „te Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der „Allegorie entspringe. Der erste Vorwurf betrift eine wahre Kleinigkeit; der zweyte ist unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen; sondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß **Phädrus** so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viel Beweise will man? Z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum &c.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her nothwendig so gedrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darinn sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε; das braucht weiter nichts zu heissen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ᾽ αυτην διῃει την οχθην; der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Fab. 5. Lib. I.

Vacca & capella, & patiens ovis injuriae,
Socii fuere cum leone in ſaltibus.

Welch eine Geſellſchaft! Wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd, Dieſe Ungereimtheit, haben die Kunſtrichter ſchon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß ſie von des Phädrus eigener Erfindung iſt. Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel zwiſchen dem Löwen und dem wilden Eſel (Οναγρος). Von dem wilden Eſel iſt bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend iſt ferner die Theilung bey dem Phädrus.

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia ſum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me ſequetur tertia;
Male afficietur, ſi quis quartam terigerit.

Wie vortreflich hingegen iſt ſie im Griechiſchen! Der Löwe macht ſo gleich drey Theile; denn von jeder Beute ward bey den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats, bey Seite gelegt. Und dieſes Theil, ſagt der Löwe, gehöret mir, βασιλευς γαρ ειμι; das zweyte Theil gehört mir auch, ὡς ἐξ ἰσȣ κοινωνων, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das

dritte

dritte Theil κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.

Fab. II. *Lib.* I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, & admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras &c.

— — — —

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuche; der Esel schreyet; die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall seyn? — Wie vortreflich fallen in der chriechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Libr. IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwey Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen, und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die bessern Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele: sie sagen schlecht weg: Ανθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει; oder: δυο πηρας ἐξημμεθα τȣ τραχηλȣ u. s. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

V.

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabel in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie: und würde ich mehr davon sagen können, als **Wolf** gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen itzt sprechen, den die alten Rhetores ihren in Vorübungen von den Fabeln zogen; indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen ꝛc. Diese Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte eben so geschickt dazu ist, so weis ich nicht warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich, als Fabel, ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzehlen läßt.

Der Nutzen, den ich itzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den **hevristischen** Nutzen der Fabel nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Kün-

sten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man, so viel als möglich, beständig in einerley Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinüber sehen läßt; den man lehret sich eben so leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herab zu lassen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellet werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung aesopischer Fabeln eine von denen seyn, die dem Alter eines Schülers am aller angemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern

zu

zu machen; sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste seyn muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduction, und es ist am besten, den Philosophen selbst davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis*: quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguæ sæpe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem præsentem veniunt. Fabulæ aniles nugæ sunt, quæ nihil veritatis continent, & earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce æquipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus

in præsente nobis negotium est, & quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus *.

Doch dieses Principium der Reduction hat seine grossen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Besondern und aller individuellen Dingen, auf welche die Reduction geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen, und diese in der niedrigsten Klasse allen Vorlesungen zum Grunde zu legen **. Sie enthält, sagt er, den Saamen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Saamen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die blossen Eigenschaften der Thiere, und andern geringern Geschöpfe, sondern auf die Aesopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber

* Philosophiae practicae universalis pars posterior §. 310.

** Briefe die neueste Litteratur betreffend. 1. Theil. S. 58.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müssen mehr finden, als erfinden lassen; und die allmäligen Stuffen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweyten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur „im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der „Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der „wilden Thiere aufmerksam seyn, und so oft et„was sonderbares und merkwürdiges zum Vor„schein kömmt, sich selber in den Gedanken fra„gen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem ge„wissen Charakter der menschlichen Sitten habe, „und in diesem Falle in eine symbolische Fabel aus„gebildet werden könne *. Die Mühe mit seinem „Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt.

* Critische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: Λεων και ὀνος, κοινανιανθεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen seyn! Man sehe die achte Fabel meines zweyten Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebende) Und so sind zwey Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabey gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: και ὁ κολοιος ἠν παλιν κολοιος. Vielleicht war sie nun auch etwas schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen

habe.

habe. (S. die sechste Fabel meines zweyten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie wenn das Stücke Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdenn noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus, und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) **Herkules** wird in den Himmel aufgenommen, und unterläßt dem **Plutus** seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der **Juno**, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem **Herkules** anständiger gewesen seyn,

ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweyte Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend seyn zu lassen. Jupiter antwortete: τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της χακοπαθειας, ὁταν οὐρουντης ποιησωσι ποταμον. Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen, und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigene Versuche zu schreiben.

Inhalt.

Inhalt.

Fabeln, erstes Buch.

1. Die Erscheinung . . . . S. 1
2. Der Hamster und die Ameise . . 2
3. Der Löwe und der Hase . . . 3
Aelianus de natura animalium libr. I. c. 38.
Οῤ ῥωδει ὁ ἐλεφας κεραςην κριον και χοιρȣ βοην. Idem lib. III. cap. 31. Αλεκτρυονα φοβειται ὁ λεων.
4. Der Esel und das Jagdpferd . . 4
5. Zevs und das Pferd 4
Καμηλον ὡς δεδοικεν ἱππος, ἐγνω Κυρος τε και Κροισος. Aelianus de nat. an. lib. III. cap. 7.
6. Der Affe und der Fuchs . . . 6
7. Die Nachtigall und der Pfau . . 6
8. Der Wolf und der Schäfer . . 7
9. Das Roß und der Stier . . . 8

10. Die

10. Die Grille und die Nachtigall . . S. 8
11. Die Nachtigall und der Habicht . 9
12. Der kriegerische Wolf . . . 10
13. Der Phoenix 10
14. Die Gans 11
15. Die Eiche und das Schwein . . 12
16. Die Wespen 13

Ιππος ἐῤῥιμμενος σφηκων γενεσις ἐςιν.

Aelianus de nat. animal. lib. I. cap. 28.

17. Die Sperlinge 13
18. Der Strauß 14

Η ςρȣθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και ἐις βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν ὀυκ ἐχει· θει δε ὠκιςα, και τας παρα την πλευραν ἑκατεραν πτερυγας ἁπλοι, και ἐμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ἱςιων αυτας· πτησιν δε ὀυκ οιδεν. Aelianus lib. II. c. 26.

19. Der Sperling und der Strauß . . 15
20. Die Hunde 15

Λεοντι ομοσε χωρει κυων Ινδικος — και πολλα ἀυτον λυπησας και κατατρωσας, τελευτων ἡτταται ὁ κυων. Aelianus lib. IV. cap. 19.

21. Der Fuchs und der Storch 16
22. Die Eule und der Schatzgräber . 17
23. Die junge Schwalbe . . . 17
24. Merops. 18

Ο Μεροψ το ορνεον εμπαλιν, φασι, τοις ἀλλοις ἁπασι πετεται· τα μεν γαρ εις

τȣμ-

τȣμπροσθεν ἰεται και κατ' οχθαλμȣς, το δε εις τȣπεσω.

25. Der Pelekan . . . . . S. 19
Aelianus de natura animal. lib. III. c. 30.
26. Der Löwe und der Tieger . . 20
Aelianus de nat. an. libr. II. cap. 12.
27. Der Stier und der Hirsch . . 20
28. Der Esel und der Wolf . . . 21
29. Der Springer im Schache . . 21
30. Aesopus und der Esel . . . 22

Zweytes Buch.

1. Die eherne Bildsäule . . . 23
2. Herkules 24
Fabul. Aesop. 192. edit. Hauptmannianæ. Phædrus lib. IV. Fab. 11.
3. Der Knabe und die Schlange . . 24
Fabul. Aesop. 170. Phædrus libr. IV. Fab. 18.
4. Der Wolf auf dem Todbette . . 26
Fab. Aesop. 144. Phædrus lib. I. Fab. 8.
5. Der Stier und das Kalb . . . 27
Phædrus lib. V. Fab. 9.
6. Die Pfauen und die Krähe . . 27
Fab. Aesop. 188. Phædrus lib. I. Fab. 3.
7. Der Löwe mit dem Esel . . . 28
Phædrus lib. I. Fab. 11.
8. Der Esel mit dem Löwen . . . 29
Phædrus lib. I. Fab. 11.

9. Die blinde Henne . . . . S. 29
Phædrus lib. III. Fab. 12.
10. Die Esel 30
Fab. Aesop. 112.
11. Das beschützte Lamm . . . 31
Fab. Aesop. 157.
12. Jupiter und Apollo . . . 32
Fab. Aesop. 187.
13. Die Wasserschlange . . . 32
Fab. Aesop. 167. Phædrus lib. I. Fab. 2.
14. Der Fuchs und die Larve . . 33
Fab. Aesop. 11. Phædrus lib. I. Fab. 7.
15. Der Rabe und der Fuchs . . 33
Fab. Aesop. 205. Phædrus lib. I. Fab. 13.
16. Der Geitzige 35
Fab. Aesop. 59.
17. Der Rabe 35
Fab. Aesop. 132.
18. Zevs und das Schaf . . . 36
Fab. Aesop. 119.
19. Der Fuchs und der Tieger . . 37
Fab. Aesop. 159.
20. Der Mann und der Hund . . 38
Fab. Aesop. 45. Phædrus lib. II. Fab. 3.
21. Die Traube. 39
Fab. Aesop. 156. Phædrus lib. IV. Fab. 2.
22. Der Fuchs 39
Fab. Aesop. 8.
23. Das Schaf 40
Fab. Aesop. 189.
24. Die Ziegen 41
Phædrus lib. IV. Fab. 15.
25. Der wilde Apfelbaum . . . 42
Fab. Aesop. 173.

26. Der Hirsch und der Fuchs . . S. 42
Fab. Aesop. 226. Phædrus lib. I. Fab. 11. & lib. I. Fab. 5.
27. Der Dornstrauch 43
Fab. Aesop. 42.
28. Die Furien. 43
Suidas in Αειπαρθενος.
29. Tiresias 45
Antonius Liberalis c. 16.
30. Minerva 46

Drittes Buch.

1. Der Besitzer des Bogens . . 47
2. Die Nachtigall und die Lerche . . 48
3. Der Geist des Salomo . . . 48
4. Das Geschenk der Feyen . . . 49
5. Das Schaf und die Schwalbe . . 50

Η Χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἱζανει, και ἀποσπα τȣ μαλλȣ, και ἐντευθεν τοις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐστρωσεν. Aelianus lib. III. c. 24.

6. Der Rabe 51
7—10. Der Rangstreit der Thiere . 51—54
11. Der Bär und der Elephant . . 54
Aelianus de nat. animal. lib. II. cap. 11.
12. Der Strauß 55
13. 14. Die Wohlthaten . . . 55-56
15. Die Eiche 56
16—22. Die Geschichte des alten Wolfs 57—63
Aelianus lib. IV. cap. 15.

23. Die

23. Die Maus . . . . . S. 63
24. Die Schwalbe 64
25. Der Adler 65
26. Der junge und der alte Hirsch . 65
27. Der Pfau und der Hahn . . 66
28. Der Hirsch 66
29. Der Adler und der Fuchs . . 67
30. Der Schäfer und die Nachtigall . 67

Abhandlungen.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Seite 69

Fabel, was es überhaupt heisse. Eintheilung der Fabel in einfache und zusammengesetzte 69-70

Die Erklärung des de la Motte wird untersucht 73

Die Fabel ist nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzehlung einer solchen Handlung 75

Allegorie, was sie ist 75

Die einfache Fabel ist nicht allegorisch . 76

Bloß die zusammengesetzte Fabel ist es . 79

Warum das Wort Allegorie gänzlich aus der Erklärung der Fabel zu lassen . . . 81

Die Lehre der Fabel muß eine moralische Lehre seyn 84

Untersuchung der Erklärung des Richer . 85

Seite
Wie fern die Fabel ein Gedicht zu nennen . 86
Die moralische Lehre der Fabel ist nicht immer eine eigentliche Vorschrift . . . 86
Ein blosses Bild macht keine Fabel aus . 87
Was eine Handlung sey? 89
Worinn die Einheit einer aesopischen Handlung bestehe 90
Breitingers Erklärung wird geprüft . 93
Er hat die Erklärung des de la Motte übersetzt und gewässert 93
Die Lehre muß in die Fabel weder versteckt noch verkleidet seyn 94
Von der Erklärung des Batteux . . 96
Seine Erklärung der Handlung ist für die aesopische Fabel zu eingeschränkt . . 97
Er hat sie mit der Handlung der Epopee verwirrt 104
Worinn die Fabel von der Parabel unterschieden 110
Der einzelne Fall der Fabel muß nothwendig als wirklich vorgestellt werden . . 110
Exempel von Fabeln, die wider diese Regel verstossen 110
Philosophische Gründe dieser Regeln . . 113
Die Lehre des Aristoteles von dem Exempel 116
Worauf sich seine Eintheilung des erdichteten Exempels gründet 118

Seite
Er schreibt der historischen Wahrheit zu viel zu 119
Genetische Erklärung der Fabel . . . 120

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel. . Seite 121

List des Batteux, keine Ursache davon angeben zu dürfen 121
Breitinger nimmt die Erreichung des Wunderbaren dafür an 122
Die Einführung der Thiere in die Fabel ist nicht wunderbar 125
Die wahre Ursache derselben ist die allgemein bekannte Bestandtheit der thierischen Charaktere 128
Wider den Verfasser der kritischen Briefe . 131
Warum der Fabulist seine Personen weit seltner aus dem Pflanzenreiche, und aus den Werken der Kunst nimmt . . . 134
Nutzen des Gebrauchs der Thiere in der zusammengesetzten Fabel 134
Nutzen desselben in Ansehung der nicht zu erregenden Leidenschaften 135

III.

Von der Eintheilung der Fabel.

Seite 137

In einfache und zusammengesetzte . . 137
In directe und indirecte . . 137-138
Von der Eintheilung des Aphthonius . 138
Warum Batteux diese Eintheilung angenommen 139
Wolfs Verbesserung der Aphthonianischen Eintheilung 141
Was wider diese Verbesserung zu erinnern . 144
Die Eintheilung der Fabel wird aus der verschiednen Möglichkeit des einzeln Falles in der Fabel hergeholet 145
Fernere Eintheilung der sittlichen Fabeln in mythische und hyperphysische . 146-147
Besondere Arten der vermischten Fabel . 149
Beurtheilung der Breitingerschen Eintheilung 150
Wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen . . 152-153
Von der Ausdehnung der aesopischen Fabel zu der Länge des epischen Gedichts, wider den Verfasser der critischen Briefe . . 154
Idee von eivem aesopischen Heldengedichte . 157

IV.

Von dem Vortrage der Fabel.

S. 159

Von dem Vortrage des Aesopus . . 159
Des Phädrus 160
Des la Fontaine 160-161
La Fontaine mißbraucht eine Autorität des Quintilians 162
De la Motte führet den la Fontaine verstümmelt an 163
Die Alten handeln von den Fabeln in ihren Rhetoriken, wir in der Dichtkunst . . 164
Wodurch diese Veränderung veranlaßt worden 164
Die Zierrathen, welche Batteux den Fabeln ertheilt wissen will, streiten mit dem Wesen der Fabel 165
Warum der Verfasser den prosaischen Vortrag gewählet 170
Fehler des Phädrus, so oft er von den griechischeu Fabeln abweicht . . . 171

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabel in den Schulen.

. S. 175

Die rhetorischen Uebungen mit der Fabel werden gemißbilliget 175

Seite
Von dem hevristischen Nutzen der Fabel, in Absicht auf die Bildung des Genies . 176
Wie die Fabel erfunden werde . . . 177
Wie der Jugend die Erfindung zu erleichtern 179
Exempel an verschiednen eignen Fabeln des Verfassers 180

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessings Fabeln Drey Bücher ; Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts

München 1792

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.492-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721598-4
VD18 11857781-003